

Portia de Rossi

Das schwere Los der Leichtigkeit

VOM KAMPF MIT DEM
EIGENEN KÖRPER

mvgverlag 

VOM STAR
AUS DER SERIE
Ally McBeal


Portia de Rossi

Das schwere Los der Leichtigkeit

Portia de Rossi

Das schwere Los der Leichtigkeit

**VOM KAMPF MIT DEM
EIGENEN KÖRPER**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@mvg-verlag.de

2. Auflage 2016

© 2011 by mvg Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Die englische Originalausgabe erschien 2010 bei Atria Books, einem Imprint von Simon & Schuster, Inc., unter dem Titel *Unbearable Lightness. A Story of Loss and Gain*.

© 2010 by Portia de Rossi. All rights reserved.

Foto S. 294: © Lisa Rose/jpistudios.com

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Dörte Fuchs und Jutta Orth, Freiburg

Redaktion: Kerstin Weber, Günzburg

Umschlaggestaltung: Kristin Hoffmann, München

Umschlagabbildungen: Randee St. Nicholas

Satz: HJR, Jürgen Echter, Landsberg am Lech

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-86882-660-9

ISBN E-Book (PDF) 978-3-86415-177-4

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-86415-178-1

Weitere Informationen zum Thema finden Sie unter

www.mvg-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter
www.muenchner-verlagsgruppe.de

*Für Ellen,
die mir gezeigt hat, was Schönheit ist.*

Prolog

SIE WARTET NICHT, BIS ICH WACH BIN. Sie dringt in mein Unterbewusstsein ein, um mich zu finden, mich hervorzuzerren. Sie packt meinen Verstand und lähmt ihn vor Angst. Schon beim Aufwachen bin ich in Panik und fürchte, der Stimme nicht korrekt antworten zu können, dieser lauten, klaren Stimme, die in meinem Kopf widerhallt wie eine Sirene, die sich nicht abstellen lässt.

Was hast du gestern Abend gegessen?

Ich war zwölf, als ich sie das erste Mal hörte, und seither ist sie mein ständiger Begleiter und bläfft Befehle. Eine Feldwebelstimme, die mich antreibt, vorausmarschiert, den Takt vorgibt. Denn wenn sie keine Anweisungen kläfft, zählt sie. Sie ist berechenbar wie ein Metronom. Ich höre das Ticken verpasster Taktschläge, und in der Stille dazwischen warte ich ängstlich auf das nächste Ticken. Wie das stetige Geräusch eines tropfenden Wasserhahns zählt die Stimme in der Stille weiter, wenn ich einfach nur leise sein möchte. Sie zählt mir vor, dass ich keinen Taktschlag verpassen darf. Sie zählt mir vor, dass ich wieder dick werde, wenn das geschieht.

Frühmorgens in der Dunkelheit sind die Stimme und das Ticken immer besonders laut. Aber die Stille, die ich nicht mit Antworten füllen kann, ist sogar noch lauter. Oh Gott, was habe ich gegessen? Warum kann ich mich nicht daran erinnern?

Ich atme tief ein und aus und versuche, meinen Herzschlag zu beruhigen. Dabei füllt sich meine Nase mit abgestandenem Zigarettenqualm vom Vorabend, der sich wie ein Partygast auf dem Wohnzimmersofa schlafen

gelegt hat, nachdem alle anderen nach Hause gegangen sind. Die Digitaluhr zeigt 4:06 Uhr, neun Minuten bevor der Wecker schrillt. Ich muss auf die Toilette, aber ich kann nicht aufstehen, ehe ich mich nicht daran erinnert habe, was ich zum Abendessen hatte.

Meine Pupillen weiten sich in der Dunkelheit, als ob sie in meinem Schlafzimmer nach der Antwort suchten. Aber sie finden sie nicht. Das jagt mir Angst ein. Noch während ich weiter nach der Antwort suche, führe ich meine Routinekontrolle durch: Brüste, Rippen, Magen, Hüftknochen. Ich taste hastig nach ihnen, um sicherzugehen, dass alles noch genauso ist, wie es war, eine Abwehrmaßnahme gegen eine mögliche Attacke meines von Panik umnebelten Hirns. Wenigstens habe ich geschlafen. Die letzten paar Nächte war ich dafür zu leer und zu unruhig gewesen, zu zappelig – als könne ich mich erst dann dem Schlaf überlassen, wenn ich mit Gewichten beschwert aufs Bett gedrückt würde. Jemand hatte mir gesagt, Schlafen sei gut fürs Abnehmen. Der Schlaf steuere den Stoffwechsel und lasse Fettzellen schrumpfen. Doch ich weiß wirklich nicht, warum ausgerechnet Schlafen besser sein soll, als die ganze Nacht wie beim Brustschwimmen die Beine zu bewegen. Jetzt, da ich richtig darüber nachdenke, halte ich es für völligen Blödsinn. Schwimmen, als wäre jemand hinter einem her, verbrennt bestimmt mehr Kalorien, als bewegungslos herumzuliegen wie ein fatter Faulpelz. Ich frage mich, wie lange ich so dagelegen habe: bewegungslos. Ich frage mich, ob ich heute deshalb weniger abnehme.

Ich spüre meinen Herzschlag – eins, zwei, drei –, er beschleunigt sich. Ich atme tief ein und aus, um nicht in Panik zu geraten. EIN, eins, zwei, AUS, drei, vier ...

Fang an zu zählen

$$\begin{array}{r} 60 \\ + 30 \\ + 10 \\ = 100 \end{array}$$

Ich beginne von vorne. Ich muss die verbrannten Kalorien mit einrechnen. Gestern bin ich direkt nach dem Aufstehen aufs Laufband gestiegen

und in 60 Minuten elf Kilometer gelaufen, um 600 Kalorien zu verbrennen. Ich habe 60 Kalorien in Form von Haferflocken mit Süßstoff und Butterersatzspray zu mir genommen und schwarzen Kaffee mit Vanilleschmack getrunken. Bei der Arbeit habe ich gar nichts gegessen. Mittags bin ich in meiner Garderobe eine Stunde auf dem Laufband gegangen. Mist. Nur gegangen. Aber der Ventilator, den ich mir ans Laufband montiert hatte und der mir Luft ins Gesicht blasen sollte, damit mein Make-up keinen Schaden nimmt, ist kaputtgegangen. Eigentlich stimmt das gar nicht. Tatsächlich habe ich, weil ich so faul und unorganisiert bin, einfach gewartet, bis die Batterie fast leer war und die Plastikflügel sich am Ende nur noch mit der Geschwindigkeit eines Riesenrads drehen. Ich brauche diesen Ventilator, weil ich bei meiner Maskenbildnerin sozusagen auf Bewährung bin. Zwar gelingt es mir meistens, meine Haare, die nach einem harten Workout in alle Richtungen abstehen, zu bändigen, doch die Mascara-Spuren unter meinen Augen verraten eindeutig meine Aktivitäten während der Mittagspause. Sarah hatte mich gebeten, mit dem Training in der Mittagspause aufzuhören. Ich mag Sarah, und ich möchte ihr das Leben nicht unnötig schwer machen, doch auf mein mittägliches Training zu verzichten, kommt nicht infrage. Deshalb habe ich den Ventilator gekauft und mithilfe eines Stück Seils so vor das Laufband gebastelt, dass der Wind mir bei vollen Batterien wie ein Sturm um den Kopf bläst und dafür sorgt, dass ich keine Schwierigkeiten bekomme.

Als ich mich jetzt im Bett aufsetze und in die Dunkelheit starre und mit den Füßen kleine Kreise mache, um die Kalorienverbrennung anzukurbeln, fühle ich mich niedergeschlagen und besiegt. Ich weiß, was ich gestern Abend gegessen habe. Ich weiß, was ich getan habe. All die harte Arbeit ist zunichtegemacht. Und ich bin dafür verantwortlich. Ich beginne meine Finger zu bewegen, um mir ein wenig die Panik zu nehmen, dass ich nicht sofort mit der Morgengymnastik beginnen kann, weil ich wieder feststecke und der Stimme in meinem Kopf Rede und Antwort stehen muss.

Es ist Zeit, sich mit dem gestrigen Abend auseinanderzusetzen. Es war einer jener Abende, an denen ich meinen Joghurt für die ganze Woche vorbereite. Solche Abende sind gefährlich, denn immer, wenn ich mir erlaube, mit einer großen Menge Nahrungsmittel herumzuhantieren,

droht eine Katastrophe. Doch gestern Abend gab es keine Anzeichen irgendeiner Gefahr. Ich hatte meine 60-Kalorien-Portion Thunfisch wie gewöhnlich mit Stäbchen gegessen und darauf geachtet, dass die Bissen nicht größer gerieten als die Spitze der Stäbchen. Nach dem Abendessen hatte ich ein paar Zigaretten geraucht, um mir genügend Zeit zu lassen, den Thunfisch richtig zu verdauen und ein Sättigungsgefühl zu spüren. Dann ging ich völlig ohne Angst in die Küche und holte aus dem Schrank, was ich für die wöchentliche Prozedur brauchte: die Küchenwaage, acht kleine Plastikdosen, die blaue Rührschüssel, Süßstoff, meinen Messlöffel und meine Gabel. Ich nahm den Joghurt aus dem Kühlschrank, wog ihn ab und verteilte ihn gleichmäßig auf die Plastikdöschen, wobei ich jeweils einen halben Teelöffel flüssigen Süßstoff zufügte. Zufrieden stellte ich fest, dass jede Portion genau 57 Gramm wog. Dann verstaute ich die Dosen strategisch geschickt im obersten Fach des Gefrierschranks hinter eisverkrusteten Plastikbeuteln mit tiefgefrorenem Gemüse, damit ich den Joghurt nicht als Erstes sah, wenn ich die Tür des Gefrierschranks öffnete.

Bis dahin verlief alles normal.

Ich ging zurück zum Sofa und ließ ein wenig Zeit verstreichen. Ich wusste, dass die 30 Minuten, die der Joghurt brauchte, um eine perfekte Konsistenz zu erreichen, noch nicht um waren und dass es Unsinn war, schon jetzt nachzusehen. Doch genau das tat ich. Ich ging in die Küche, öffnete den Gefrierschrank und schaute hinein. Dabei nahm ich nicht nur die Portion, die ich gleich essen würde, in Augenschein. Ich schaute mir alle Portionen an.

Ich knallte die Tür des Gefrierschranks wieder zu und ging zurück ins Wohnzimmer. Dort setzte ich mich auf das dunkelgrüne Vinyl-Sofa gegenüber der Küche und rauchte vier Zigaretten hintereinander, um die Gier nach dieser eisgekühlten Süßspeise zu bekämpfen. Denn ich würde mir erst erlauben, davon zu essen, wenn ich aufgehört hatte, mich danach zu verzehren. Die ganze Zeit, während ich rauchte, wandte ich den Blick nicht vom Gefrierschrank ab – nur für den Fall, dass mein Verstand mir vorgaukelte, ich würde rauchen, während ich mich tatsächlich vollstopfte. Die Gefrierschrantür anzustarren war die einzige Möglichkeit, mir Gewissheit

darüber zu verschaffen, dass ich sie nicht öffnete. Inzwischen waren die 30 Minuten definitiv um, und es war Zeit, dass ich meinen Joghurt aß. Ich wusste, dass es zu diesem Zeitpunkt am besten gewesen wäre, ganz darauf zu verzichten, denn eine Portion Joghurt stellte für mich in etwa die gleiche Versuchung dar wie ein Drink für einen Alkoholiker. Doch noch viel größer war meine Angst davor, dass das Pendel zum anderen Ende ausschlagen würde, wenn ich einen Abend ausliese. Wenn ich an einem Tag 100 Kalorien einspare, gleiche ich das am nächsten Tag mit Sicherheit mehr als wieder aus, indem ich mich vollschlage. Das weiß ich aus Erfahrung.

Um 20:05 Uhr nahm ich eine Portion Joghurt aus dem Gefrierschrank und rührte sie mit einer Gabel durch, bis die Konsistenz perfekt war. Doch anstatt den Joghurt in meine weiße Schüssel mit den grünen Blumen zu füllen, mich aufs Sofa zu setzen, ihn mit der Gabel zum Mund zu führen und jeden einzelnen Happen zu genießen, aß ich das Zeug mit einem Teelöffel über der Küchenspüle direkt aus der kleinen Plastikdose. Und ich aß schnell. Die Regelabweichung, das andere Besteck, das Tempo, in dem ich aß, ließen den Feldwebel verstummen und schufen eine Leere, in die jene Gedanken einsickerten, die ich am meisten fürchte – Gedanken, die mir eine böse, sich als Logik tarnende Kraft einflößte und die drauf und dran waren, mich mit gesundem Menschenverstand zu manipulieren. *Belohne dich. Du hast nichts zu Mittag gegessen. Normale Menschen essen viermal so viel und nehmen trotzdem ab. Es ist bloß Joghurt. Tu's. Du verdienst es.*

Ehe ich mich versah, saß ich auf dem Küchenboden, hielt die Plastikdose mit der Dienstagsportion in der linken Hand und bohrte Daumen und Zeigefinger der rechten in die eisige Joghurtkruste. Mit tauben, joghurtbeschmierten Fingern strich ich mir über die Lippen und leckte sie sauber, nur um sie gleich darauf wieder in die Dose zu tauchen. Während meine Finger von der Dose zum Mund und wieder zurück wanderten, war mein Kopf völlig leer. Die Wiederholung der immer gleichen Handbewegung verwandelte die gnadenlosen Gedanken in stille Meditation. Ich wollte nicht, dass dieser tranceähnliche Zustand aufhörte, und als die Dose leer war, stand ich auf und nahm mir den Mittwochsjoghurt, noch ehe mein Hirn registrierte, dass es erst Montag war. Als ich wieder zu Sinnen kam, hatte ich mir 171 Gramm Joghurt einverleibt.

Der Wecker auf meinem Nachttisch fängt an zu piepen. Es ist 4:15 Uhr – Zeit für das Morgentraining. Ehe ich ins Auto springe und die 45 Minuten zum Set fahre, um meinen Sechs-Uhr-Make-up-Termin wahrzunehmen, muss ich genau eine Stunde laufen und danach Sit-ups und Leg Lifts machen. Ich habe heute keinen Dialog. Ich muss bloß herumstehen und das herablassende Grinsen einer aalglatten Topanwältin mimen, während Ally McBeal im Kreis um mich herumläuft und immer hysterischer wird. Doch selbst wenn ich mir Gedanken über die sprachliche Darstellung einer Szene machen müsste, ist und bleibt mein einziges Tagesziel, mich in meiner Kleidung wohlfühlen. Gott, ich fühle mich wie Scheiße. Egal wie schnell ich heute Morgen auch laufe, der Schaden ist nicht wiedergutmachen. Als ich aus dem Bett schlüpfе und den Weg zum Badezimmer mit tiefen Ausfallschritten durchmesse, schwöre ich mir, an diesem Tag nur 150 Kalorien zu mir zu nehmen und 20 Abführtabletten zu schlucken. Das müsste etwas bringen. Doch es ist eigentlich nicht die Gewichtszunahme, die mich beunruhigt. Es ist der Verlust an Selbstkontrolle. Es ist die Angst, sie für immer verloren zu haben. Ich beginne zu schluchzen, während ich meine Ausfallschritte mache, und frage mich, wie viele Kalorien ich wohl allein durch das Weinen verbrenne. Schluchzen und Ausfallschritte – das sind mindestens 30 Kalorien. Mir geht durch den Kopf, dass ich meinen Selbstekel in Worte fassen könnte – denn das Aussprechen der Gedanken, die meine Tränen befeuern, verbraucht mit Sicherheit mehr Kalorien als das bloße Denken dieser Gedanken. Also sage ich laut: »Du bist nichts. Du bist Mittelmäß. Du bist ein gewöhnliches, mittelmäßiges, fettes Stück Scheiße. Du hast keine Selbstbeherrschung. Du bist eine dumme, fette, abscheuliche Lesbe. Du hässliche, doofe Schlampe!« Als ich das Bad erreiche und mir die letzten Tränen abwische, schreckt die Stille mich auf. Die Feldwebelstimme schweigt.

Wenn es in meinem Kopf so still ist wie jetzt, ist der Zeitpunkt gekommen, an dem die Stimme mir nicht einmal mehr zu sagen braucht, wie erbärmlich ich bin. Ich weiß es im tiefsten Inneren. Wenn es so still ist wie jetzt, ist der Zeitpunkt gekommen, an dem ich mich selbst wahrhaftig hasse.

Erster Teil

1

MEIN MANN HAT MICH VERLASSEN. Vor zwei Monaten hat er mich einfach verlassen. Er hatte Beweise gesammelt während unserer sogenannten Paartherapie – in deren Verlauf ich darüber aufgeklärt wurde, dass nicht jede Frau unter einem vergnüglichen Partyabend das Herumknutschen mit einer anderen Frau auf der Tanzfläche verstand; ich war schockiert. Er bewertete mich als unpassende Partnerin und bezichtigte mich der vollständigen sexuellen Verwirrung, für die ich in Isolationshaft gehöre. Atemlos sah ich zu, wie er in seinem alten VW-Bus, der mit den Erinnerungen an unser gemeinsames Leben beladen war, rückwärts aus unserer Einfahrt fuhr: der Bus, in dem wir an der kalifornischen Küste gecampt hatten, der mich nach Stockton gebracht hatte, um unseren Malteserwelpen Bean abzuholen, und der vor diversen Casting-Agenturen in Los Angeles geduldig auf mich gewartet hatte. Als Mel den ersten Gang einlegte und der Wagen stotternd die Straße hinuntertuckerte, rannte ich in kindlicher Verzweiflung hinter ihm her, voller Panik, dass meine verborgene, wahre Natur ihn vertrieben hatte. Und mit ihm auch die Bequemlichkeit und Ungezwungenheit eines normalen Lebens.

Auf gewisse Weise liebte ich ihn. Doch die Rollen, die wir beide spielten, liebte ich noch viel mehr. Ich hatte ihm die Rolle des Beschützers zugeteilt. Er war der Schild, der mich vor der brutalen Filmindustrie schützte und mich davor bewahrte, mich mit meinen wahren Wünschen auseinanderzusetzen. Als Frau an seiner Seite konnte ich vor mir selbst davonlaufen. Doch je weiter sich sein Bus von unserem kalifornischen Bungalow mit dem weißen Lattenzaun entfernte, umso klarer wurde mir, dass ich jetzt zum ersten Mal in meinem Leben die Freiheit hatte, meinen wahren Wün-

schen auf den Grund zu gehen. Der Schild war weggerissen worden und ich stand nach Luft schnappend mitten auf einer Vorortstraße in Santa Monica und hatte das Gefühl, als sei meine alte Haut von mir abgefallen. Plötzlich begriff ich, dass ebenso, wie der Bus um die Ecke bog, auch mein Leben eine Wende nehmen würde. Es war Zeit, mich der Tatsache zu stellen, dass ich homosexuell bin.

Ich hatte meinen Ehemann Mel drei Jahre vorher am Set meines ersten amerikanischen Films *The Woman in the Moon* kennengelernt. Während der anstrengenden Dreharbeiten zu diesem farblosen Independent-Film, der mich von Australien in die Wüste von Arizona katapultiert hatte, dachte ich mir zum Zeitvertreib einen Wettbewerb zwischen ihm und einer Studiomitarbeiterin aus, deren Namen ich vergessen habe: Im Geiste listete ich ihre jeweiligen Vor- und Nachteile auf, um mir die Entscheidung zu erleichtern, welcher von beiden mein Sexpartner werden sollte. Beide hatten weiche Lippen. Beide interessierten mich. Mel war mein Leinwandliebhaber, und seine Rivalin gehörte zur Kameracrew, die unsere Leidenschaft auf Film bannte. Mit beiden hatte ich schon herumgeknutscht. Und schließlich ging Mel als Sieger aus dem Wettbewerb hervor. Dass ich ihm den Vorzug gab, überraschte mich selbst, denn obwohl ich nicht als ausgemachte Lesbe am Set aufgetaucht war, tendierte ich definitiv in diese Richtung. Vor diesem Film hatte ich ein Jahr lang an der juristischen Fakultät studiert und eine Affäre mit einer brillanten, aber ziemlich verhaltensgestörten Studentin gehabt. Eine Affäre, die man sogar als »romantisch« hätte bezeichnen können, wäre sie nicht so verquer gewesen. Zu diesem Zeitpunkt war für mich der Gedanke, mit einer Frau zusammen zu sein, aufregend und befreiend, die Aussicht auf eine Beziehung mit einem Mann dagegen deprimierend und bedrückend. In meiner Fantasie fühlte sich das Zusammenleben mit einer Frau wie das Zusammensein mit der besten Freundin an, wie die Leichtigkeit der ewigen Jugend, während mir die Beziehung mit einem Mann wie eine endlose Pubertät mit Akne und schlechtem Benehmen erschien. Deshalb war ich überrascht, als ich spürte, dass ich Mel sexuell attraktiv fand. (Er war übrigens nicht weniger überrascht, als ich in seinem Hotelzimmer im »Holiday Inn« auftauchte, seine Brust, sein Gesicht und seinen Magen mit meinen Fäusten bearbeitete, »Ich bin lesbisch« schrie und anschließend

Sex mit ihm hatte.) Doch ich fühlte mich nicht nur zu ihm hingezogen, sondern konnte mir auch vorstellen, mit ihm und seinem schwarzen Labrador Shadow in L.A. zu leben. Allein der Gedanke, dass ich vielleicht in der Lage wäre, ein »normales« Leben mit einem Mann zu führen, wühlte mich so sehr auf, dass ich in der Flughafenlounge, wo ich auf den Flug nach Sydney wartete, eine weitere Liste mit Vor- und Nachteilen aufstellte. Diesmal ging es um die Entscheidung, ob ich beim Zwischenstopp in L. A. aussteigen sollte.

Vorteile: 1. Schauspielerei, 2. Mel.

Nachteile:

Fast unmittelbar nach meiner Ankunft in L. A. löste sich der sexuelle Rausch in Wohlgefallen auf und verwandelte sich in reines Wunschdenken. Am Ende unseres ersten gemeinsamen Jahres siedete meine latente Furcht vor meiner wahren Sexualität vor sich hin und war kurz vor dem Überkochen. Obwohl ich mir sehnlichst wünschte, mich auch weiterhin zu ihm hingezogen zu fühlen, war ich mir fast sicher, dass ich lesbisch war. Deshalb heiratete ich ihn. Dass ich kurz nach unserer Trauung Gürtelrose bekam, hielt mich nicht davon ab, normal erscheinen zu wollen. Also versuchten mein Mann und ich, in einem Apartmentkomplex in Santa Monica, der dem Schauplatz der Fernsehserie *Melrose Place* sehr ähnlich sah, ein glückliches Leben als Ehepaar zu führen.

Nebenan lebte eine junge Frau. Sie stellte sich mir als Kali vor: »K-A-L-I – wird wie Collie ausgesprochen, die Hunderasse. Sie ist die Göttin, die die Illusion zerstört.« Kali. Eine schlagfertige Künstlerin mit eleganten Tattoos und einem Wortschatz, der den Wunsch in einem weckte, immer einen Schreibblock bei sich zu haben, um sich ihre Killervokabeln zu notieren und damit seine weniger coolen Freunde zu beeindrucken. Jeden Abend lag sie ausgestreckt auf dem Fußboden ihres Studio-Apartments und fertigte sinnliche Kohlezeichnungen an, während ihr dickes, burgunderfarbenes Haar sich über das Papier ergoss. Jeden Abend ließ ich meinen Mann allein vor dem Fernseher zurück, um draußen eine Zigarette zu rauchen. Ich ertappte mich dabei, den Plastikgartenstuhl exakt

auf den zweieinhalb Zentimeter breiten Spalt zwischen dem Vorhang und dem Holzrahmen ihres Fensters auszurichten, sodass ich sie beobachten konnte. Ich rauchte und stellte mir vor, bei ihr zu sein. Aber da ich verheiratet und sie heterosexuell war und nur zum Spaß mit mir flirtete, beschränkte sich unsere Verbindung auf eine Art Romanze à la Vita Seckville-West und Virginia Woolf: die zurückhaltende Erkundung einer hypothetischen Liebe in Form von handgeschriebenen Notizen. Kali fertigte oft Zeichnungen von mir an und schob sie mir unter der Tür durch. Diese Zeichnungen waren für mich so kostbar, dass ich sie in der herzförmigen Schachtel, die mein Mann mir zum Valentinstag geschenkt hatte, stapelte und wegschloss. Mel und ich stritten uns deswegen, und unsere Auseinandersetzungen erreichten ihren Höhepunkt, als er mich bat, die Zeichnungen vor seinen Augen in den Küchenmülleimer zu werfen. Ein schier endloser Tränenstrom tropfte in meinen Schoß, als meine hingetuschten Gesichtszüge, Arme und Beine langsam unter Kartoffelschalen verschwanden.

Während meines abendlichen Rituals, wenn ich draußen rauchte und sie beobachtete, war ich im Himmel – bis ich 40 Minuten später unweigerlich von einer lauten, tiefen, fragenden Stimme wieder auf den Boden der Tatsachen geholt wurde: »Rauchst du etwa schon wieder?« Mel und Kali. Melancholie.

Seltsamerweise kam mir das alles überhaupt nicht komisch vor. Tatsächlich hatte ich seit meiner Kindheit die Rolle der Heterosexuellen gespielt, während ich mir in meiner Fantasie ein Leben als Homosexuelle ausmalte. Als ich acht war, hatte ich meine Schulfreundinnen übers Wochenende öfter zu uns eingeladen und überredet, ein Spiel zu spielen, das ich »Mann und Frau« nannte. Es war ein einfaches Spiel: Ich war der Ehemann, der einen anstrengenden Tag im Büro hinter sich hatte und an der Haustür von seiner Frau mit einem Martini und Pantoffeln begrüßt wurde. Während sie auf dem Nachttisch das Abendessen kochte, tat ich so, als läse ich die Zeitung. Manchmal, wenn ich mich dazu aufraffen konnte, meine Kleider aus dem Schrank zu räumen, bedrängte ich sie, sich auszuziehen und im Schrank eine imaginäre Dusche zu nehmen. Dabei war das Spiel nicht sonderlich sexuell aufgeladen – wir waren verheiratet, also wurde

Sex nur indirekt angedeutet. Doch ich trieb das Rollenspiel auf die Spitze, indem ich die Fähigkeiten meiner »Ehefrau« einer Prüfung unterzog: Ich stoppte die Zeit, die sie brauchte, um das Durcheinander, das wir in meinem Zimmer angerichtet hatten, allein wieder zu beseitigen. Obwohl ich mir meines manipulativen Verhaltens bewusst war (ich konnte einfach nicht glauben, dass meine Freundinnen wirklich darauf hereinfielen!), waren meine Beweggründe ziemlich unschuldig, denke ich. Ich wollte eine erwachsene Paarbeziehung nachspielen, so wie andere Kinder Doktor spielten.

Ab diesem Zeitpunkt wurde das zu einer Art Leitmotiv – bis zu dem Tag, an dem mein Mann mich verließ: Ich gab vor, in einer heterosexuellen Beziehung zu leben, während ich eine homosexuelle erforschte. Mels Auszug setzte dem Flirt zwischen Kali und mir ein Ende, denn mir wurde schlagartig klar, dass das Theaterspielen nun vorbei war. Ich konnte nicht mehr nur so tun, als ob. Ich musste endlich eine Freundin finden, die mich einerseits dazu brachte, erwachsen zu werden, und mich andererseits für immer jung hielt. Ich ging weiter zur Therapie, strich die Küchenwände neu und malte mir mein zukünftiges Leben aus: Im Sommer würde ich ihr jeden Tag Seerosen mitbringen, wenn sie Gemüse schnitt, würde ich meine Arme um ihre Taille schlingen, beim Einschlafen ihre Hand halten ...

2

»GUTE NEUIGKEITEN!« Es war früh für einen Anruf bei meiner Mutter. In Los Angeles war es zwei Uhr nachmittags, in Australien folglich erst sieben Uhr morgens, doch ich hielt es keine Sekunde länger aus.

»Bleib kurz dran, Liebling, ich zieh mir bloß schnell den Morgenmantel über und geh ans andre Telefon.« Ich stand mit angehaltenem Atem neben meinem Auto auf dem Parkplatz von Fox Studios, das Handy ans Ohr gepresst. Ich war viel zu aufgeregt, um mich ins Auto zu setzen und loszufahren.

»Okay, Liebes. Was ist los? Hast du einen Job?«

»Mama, ich spiele bei *Ally McBeal* mit! Ich gehöre ab jetzt zur Besetzung!« Ich wartete darauf, dass meine Mutter die Tragweite dieser Mitteilung begriff, doch da die Serie in Australien noch nicht lief, fügte ich hinzu: »Ma, ich werde berühmt!«

Wir verfielen beide in ehrfürchtiges Schweigen. Ich war aufgeregt und fragte mich, wie mein neues Leben wohl aussehen würde, doch in die Aufregung mischte sich auch ein wenig Furcht. Ich war homosexuell. Ich wusste, dass es ausgeschlossen war, mich offen dazu zu bekennen. Aber was, wenn die Presse, das Publikum, meine Arbeitgeber es herausfanden? Unser anhaltendes Schweigen ließ in mir die Frage laut werden, wie ich das alles durchziehen sollte. Ich spürte, dass meine Mutter dasselbe dachte, denn meine Homosexualität war in all unseren Gesprächen seit meiner Trennung von Mel ein wichtiges Thema gewesen. Obwohl ich mich ge-

genüber meiner Mutter mit 16 geoutet hatte, nach ihrer Entdeckung von *The Joy of Lesbian Sex* (Die Freuden des lesbischen Sex) unter meinem Bett, hatte ich zugleich jeden ernsthaften Versuch, sie von meiner wahren Sexualität zu überzeugen, mit meiner Ehe untergraben – sodass sie immer nur von einer »Phase« sprach. Dabei war mein heterosexuelles Geplänkel die eigentliche Phase. Doch nach Monaten stundenlanger Telefongespräche akzeptierte sie schließlich, dass ich Mel nur geheiratet hatte, um meine Homosexualität zu beerdigen. Sie war gezwungen, meine wahre Sexualität endlich ernst zu nehmen. Die Gefühle, die sie damit verband, stürzten sie in Konflikte – und mich in Verwirrung. Sie unterstützte mich, indem sie mich dazu ermutigte, junge Frauen zu treffen. Aber gleichzeitig hielt sie mich dazu an, allen anderen gegenüber zu schweigen, insbesondere gegenüber Leuten, die Macht über meine Karriere hatten. Sie sagte mir, ich solle niemandem etwas davon sagen, es gehe »keinen was an«, nicht einmal enge Familienmitglieder. Sie überzeugte mich davon, dass sie es »sowieso nicht verstehen« würden, weil sie einer anderen Generation angehörten und aus der Provinz kamen. Also sprach ich mit niemandem darüber. Ich wollte niemanden aufregen. Ich hatte mich selbst schon genug aufgeregt. Und mit meiner Mutter konnte ich ja wenigstens darüber reden.

Nachdem sie die Nachricht verdaut und mich stolz beglückwünscht hatte, sagte sie: »Du solltest besser vorsichtig sein, Liebes.«

»Red keinen Unsinn, Ma! Ich habe nicht mal irgendwelche Dates. Niemand wird es je erfahren.«

Und damit fiel die Begeisterung über meinen bevorstehenden Ruhm in sich zusammen. So gründlich, dass ich mich des Fahrens wieder mächtig fühlte. Ich setzte mich ins Auto, doch anstatt mich geradewegs auf den Heimweg zu machen, fuhr ich den Santa Monica Boulevard hinunter zu einem bekannten Lesbencafé namens *Little Frieda's*. Ich setzte mich auf die Terrasse und genoss jeden einzelnen Schluck Kaffee und jeden einzelnen Moment, den ich in dieser Umgebung verbrachte. Denn ab sofort – das wusste ich – würde ich mir nie mehr gestatten, hierherzukommen. Doch das Gefühl, das ich der Tatsache verdankte, *den* Job ergattert zu haben,

das Gefühl, auserwählt zu sein, war besser, als auf der Terrasse eines Lesbencafés herumzuhängen, ohne es zu wagen, den anderen Stammgästen Blicke zuzuwerfen, geschweige denn, sich ihnen zu nähern. Ich war nicht bereit für ein Leben als homosexuelle Frau. Ich musste an meine Karriere denken. In einer erfolgreichen TV-Serie mitzuspielen war das, worauf ich hingearbeitet hatte. Berühmte Schauspielerinnen waren etwas Besonderes. Und ich hatte zumindest die Chance, etwas Besonderes zu sein.

Mein Verlangen, etwas Besonderes zu sein, reichte zurück bis in meine Kindheit. Meine Tante und mein Onkel waren zeitlebens mit Familie Goff befreundet gewesen, und die Goffs hatten drei Töchter. Linda, die älteste, war Anwältin, Amanda, die mittlere, Physiotherapeutin – und Allison, die jüngste, war Model. Obwohl ihre Schwestern ganz offensichtlich viel leisteten, erhielt Allison von ihrer Familie den Löwenanteil an Aufmerksamkeit, Bewunderung und Lob. Es verging keine Woche, in der meine Mutter mich nicht auf die »hübsche Allison« hinwies, wenn sie sie in einem der Sommer- oder Winterschlussverkaufskataloge entdeckt hatte, die regelmäßig in unserem Briefkasten landeten. Obwohl ich ein ziemlich intelligentes Kind war und sehr gute Noten hatte, wollte ich unbedingt von anderen als »aufregend« angesehen werden. *Ich* wollte das Mädchen sein, auf das meine Mutter in einem Katalog zeigte. Also beschloss ich, Model zu werden.

Ich war weder besonders hübsch noch besonders groß. Mein Aussehen war ganz in Ordnung. Aber mit Sicherheit sah ich nicht annähernd gut genug aus, um eine dieser nervtötenden Geschichten selbst zu erleben, die Supermodels so gerne in Talkshows erzählen: dass sie von den Jungs in der Schule als »Knochengestützte« oder »Bügelbrett« gehänselt worden seien, weil sie so spindeldürr und so »platt« waren. Als ich acht war, nannte Anthony Nankervis mich gerne »Lizzie«, als Abkürzung für »Lizard Eyes« – Eidechsenaugen –, weil sich meine Augen zu Schlitzeln verengten, wenn ich lächelte, wie er mir täglich in einer Art Singsang vorhielt. Jedes andere achtjährige Mädchen hätte auf die Beleidigung wahrscheinlich mit einer Retourkutsche reagiert und wäre über seinen Körpergeruch hergezogen.

Ich aber zerrte ihn zu einem Spiegel auf dem Spielplatz, damit er mir erklärte, was er meinte. Umgeben von einer Geräuschkulisse von ploppenden Bällen und schreienden Kindern verzog ich abwechselnd Mund und Stirn und entdeckte zu meinem Schrecken, dass er recht hatte! Wenn ich lächelte, verschwanden meine Augen hinter zwei fetten Fleischbergen. Die Erinnerung daran, wie Anthony und ich vor diesem Spiegel standen und wir beide entsetzt meine Schlitzaugen betrachteten, schmerzt noch heute. Anders als »Knochengerüst« gehört »Eidechse« nicht zu den Spitznamen, die sich im Laufe der Zeit in Komplimente verwandeln.

Aus meiner Freundin Charlotte Duke dagegen hätte tatsächlich das Mädchen mit der nervenden Talkshowgeschichte werden können – wenn ihre Eltern ihr das Modeln nicht verboten hätten. Charlotte wurde nämlich nicht nur gehänselt, weil sie groß und dünn war, sondern überdies auch noch »MX Missiles« genannt, wegen ihres für ihr Alter ungewöhnlich großen Busens. Dabei war sie meiner Meinung nach absolut gewöhnlich. Sie hatte kurzes, sandfarbenes Haar und ein Gesicht voller Sommersprossen, und als ausgerechnet sie für ein Editorial Shooting ausgewählt wurde (zu dem ihre Mutter sie allerdings nicht ließ), war ich schockiert. Sie machte sich weder was aus Mode, Models und Modezeitschriften, noch trug sie jemals Make-up oder drehte sich Lockenwickler ins Haar – und ausgerechnet sie sollte im redaktionellen Teil eines Magazins Mode präsentieren? Ich dagegen hatte mit zwölf richtige Schönheitsideale. Sie spielten im *Denver-Clan* und in *Love Boat* mit, und ich glich ihnen viel mehr, als Charlotte Duke es tat. Mit einer Haarpracht wie aus der Shampooerbung und einem mit Make-up zugekleisterten Gesicht glaubte ich, als hübsch durchgehen zu können. Und was mir im Hinblick auf mein Aussehen und meine körperlichen Voraussetzungen fehlte, glich ich mit meiner Entschlossenheit aus. In unserem Vorgarten schoss ich eine Reihe von Polaroidfotos von mir, die mich in den unterschiedlichsten Aufmachungen zeigten – unter anderem sogar mit einem Kopfschmuck nach Indianerart –, und sandte die Bilder an Modelagenturen in Melbourne.

Allerdings würde ich nicht unvorbereitet in die Modelszene Melbournes hineinstolpern. Ich hatte bereits eine Benimmschule besucht, da meine Mutter der Ansicht war, dass damenhaftes Benehmen und Schminkstan-

dards zu einer abgerundeten Erziehung gehörten. Für mich war dies ein wichtiger Schritt in Richtung Modelkarriere. Beim Abschlusswettbewerb, einer Modenschau, wurde ich Erste – doch mein Sieg bescherte mir auch einen ersten Anflug von Unsicherheit. Ein Mädchen namens Michelle lag nur ganz knapp hinter mir. In den Kategorien »Korrekte Haltung«, »Make-up«, »Fotoshooting« und »Etikette« erhielten wir die gleiche Punktzahl, doch weil ich in Schuhen mit hohen Absätzen besser laufen konnte, gewann ich in der Kategorie »Laufsteg« und stand schließlich in der Mitte der Bühne, um meine Trophäe entgegenzunehmen. (In Wirklichkeit – denn die »Modenschau« fand tagsüber in einem nur abends geöffneten Restaurant statt – stand ich auf einem Teppich zwischen zwei Tischen, die schon fürs Abendessen gedeckt waren, und bekam ein Blatt Papier ausgehändigt.) Doch die Tatsache, dass ein anderes Mädchen mir dicht genug auf den Fersen gewesen war, um mir die Krone vor der Nase wegzuschnappen, machte meine Mutter und mich gleichermaßen nervös. Und hinterließ bei uns beiden einen bleibenden Eindruck. Ich kann mich tatsächlich immer noch an jedes körperliche Detail dieses Mädchens erinnern, und meine Mutter sagt tatsächlich immer noch jedes Mal, wenn meine kindlichen Glanzleistungen zur Sprache kommen: »Erinnerst du dich noch an dieses Mädchen aus der Benimmschule, das dich fast geschlagen hätte?«

Zwei Wochen nachdem ich die Polaroidfotos verschickt hatte, rief die Modewelt bei mir an. Eine neue Agentur namens Team Modeling hatte mich mit der indianischen Kopfbedeckung gesehen und war so beeindruckt, dass sie mit mir ein Treffen vereinbarte. Das Problem daran war nur, dass Melbourne von unserem Wohnort eine Autostunde entfernt lag. Meine Mutter hatte nach dem Tod meines Vaters drei Jahre zuvor eine Vollzeitstelle bei einem Arzt angenommen und konnte sich nicht einfach freinehmen, um mich dorthin zu fahren. Obwohl sie sich über die Aussicht, mich modeln zu sehen, fast genauso freute wie ich, sagte sie mir, ich hätte Schule und müsse realistisch sein. Also tat ich, was Zwölfjährige in solchen Fällen wohl immer tun würden: Ich weinte und schrie, dass sie mein Leben zerstöre. Ich legte einen so heftigen Wutanfall hin, dass meine Mutter sich gezwungen sah, sich einen Tag krank zu melden, um mich zur Agentur zu bringen.

Da dies mein erster Ausflug in die Arbeitswelt war, wollte ich möglichst unabhängig erscheinen und den Eindruck erwecken, dass ich ganz allein wusste, wo es langging. Deshalb wies ich meine Mutter an, im Auto zu warten, während ich in die Agentur gehen und alle in Begeisterung versetzen würde. In den beiden Wochen nach dem Versand der Fotos hatte ich die Szene immer wieder sehnsüchtig durchgespielt: Ich würde durch die Lobby laufen, auf der Türschwelle innehalten, die Hände rechts und links auf den Türrahmen legen und einfach meinen Namen nennen, sobald die Agenten auf mich aufmerksam geworden waren: »Amanda Rogers«. Sie würden mich zu einem Stuhl geleiten, mir versichern, ich sei genau das Gesicht, nach dem sie gesucht hätten, und mich in der Familie von Team Modeling willkommen heißen. Und das war ehrlich gesagt gar nicht so weit von der Realität entfernt. Abgesehen von dem Satz mit dem Gesicht. Und Gott sei Dank sah mich niemand wie eine Idiotin im Türrahmen posieren! Doch schon damals wusste ich, dass die Agentur mich nicht wegen meines Aussehens nahm, sondern weil ich wie ein Wasserfall reden konnte. Ich *überredete* sie. Ich sagte, ich würde ihnen als ihr jüngstes Model das meiste Geld einbringen. Ich behauptete, dass ich mich mit meinem Aussehen ebenso für Werbeaufnahmen wie für Editorials eignen würde. Ich erzählte ihnen, dass ich zum Modeln geboren sei, professionell auftreten und stets zur Verfügung stehen würde. Die Schaumschlägerei dieser Zwölfjährigen amüsierte sie zweifellos, und deshalb beschlossen sie, mir eine Chance zu geben. Mit meiner leeren grau-rosa Team-Mappe stolzierte ich wie ein Model zurück zu unserem Auto, in dem meine Mutter geduldig wartete. »Gute Neuigkeiten«, sagte ich, als ich mich auf den Beifahrersitz fallen ließ, »ich werde Model.« Ab diesem Tag war »Gute Neuigkeiten« ein geflügeltes Wort für uns, das ich gegenüber meiner Mutter benutzte, wenn ich für einen Modeljob, eine Fernsehserie oder ein Feature gebucht war. Bis heute ist »Gute Neuigkeiten« die Wendung, die meine Mutter am liebsten hört.

3

IN DER WOCHE VOR MEINEM EINSTIEG bei *Ally McBeal* war meine Aufregung wegen des neuen Jobs noch immer von der Furcht überschattet, dass die Öffentlichkeit mich ab jetzt genau unter die Lupe nehmen würde. Vielleicht kam das daher, dass ich selbst gerne vorschnell über andere Schauspieler urteilte, wenn ihre Antworten in Talkshows nicht brillant genug waren oder sie den bohrenden Fragen der Interviewer auf dem roten Teppich nicht mit knappen, schlagfertigen und in die Schranken weisenden Bemerkungen begegneten. Und nun würde ich selbst mit Argusaugen betrachtet werden. Würde ich clever genug sein? Würde ich David Lettermans subtile Sticheleien souverän kontern können? Würde ich in der Lage sein, intelligent zu wirken und trotzdem mit Jay Leno zu scherzen und zu flirten? Und wie sollte ich reagieren, wenn ich auf gewisse Fragen nicht wahrheitsgemäß antworten konnte, weil meine Karriere sonst schlagartig zu Ende wäre? Schließlich konnte ich schlecht zugeben: »Ich bin kein Fan von *Ally McBeal*. Ich habe nur eine Folge gesehen, und sie hat mir überhaupt nicht gefallen.« Oder: »Ich schere mich nicht um Modetrends und trage lieber Motorradstiefel statt Stilettos.« Ein solcher Auftritt, und alle öffentlichen Sympathien wären dahin.

Je mehr ich darüber nachdachte, umso klarer wurde mir, dass David Kelley einen Fehler begangen hatte, als er mich als neue heiße Anwältin in einer Serie über heiße Anwälte und ihre heißen amourösen Verstrickungen besetzte. Als ich ihn getroffen hatte, um mit ihm über eine mögliche Rolle in *Die Anwälte* zu sprechen, einer Serie, die ich gerne sah, veranlasste ihn irgendeine meiner Gesten – vielleicht die Art, wie ich mein Haar über die Schulter warf oder die Beine übereinanderschlug – zu der Feststellung: